

Mittäglich träumt der Faun

Autor(en): Friedrich H. Weber

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1987

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/68350954-264a-42f5-9325-971d77669086>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

zugeknöpft eile ich
entlang der hauswände
die tage sind schlecht
für brandstifter

im briefkasten finde
ich die ersten fische
von springflut zu
springflut schneide ich
die fingernägel täglich
derweil die gewehrläufe
rosten wird der schuldige
architekt gefunden

«Schön» denke ich, dass ich vor 15 Jahren aktuelle Gedichte geschrieben habe, die mehr durchstehen als den Zeitraum zwischen Niederschrift und Veröffentlichung.

Im April 1987 erhalte ich von der Redaktion des «Basler Stadtbuchs» die Bitte um einen unveröffentlichten Beitrag: «Das Thema ist freigestellt, doch würde es uns besonders freuen, wenn es irgendeine Beziehung zu Basel hätte.» Was hat eine Beziehung zu Basel? Ich lebe in Birsfelden,

in der arithmetischen Mitte zwischen Stammhaus und Schweizerhalle. Das ist sie wohl, die Beziehung, lebenswichtig und/oder tödlich. – Darum gibt es von den drei Gedichten eine vierte Fassung, eine unveröffentlichte, eine, die etwas mit Basel zu tun hat, eine für das Basler Stadtbuch 1987:

Beziehung zu Basel

der fluss liegt
im bett die brücken
stürzen nicht ein
die sprinkleranlage wurde
nicht eingebaut die geschäftsleitung
funktionsuntüchtig sind die zeiten
schlecht für brandstifter
das zeug brennt
von allein werden die schuldigen
erst gar nicht gesucht

Die Gedichte «ha ha ein floss» und «die ersten fische» sind bereits 1973 in «der faschismus ist eine alte Sache, heimatgedichte» erschienen.

Friedrich H. Weber Mittäglich träumt der Faun

Böcklin malte ihn, sah geistig bildmässig, weil Geistiges bildwirkt, in sich keine gewichthafte Stofflichkeit zulässt, kraft Ursächlichkeit jedoch zu erzielen vermag bis zu einer Wirklichkeit, die ob innerer Sättigung verfestigend in stoffliche Schwere absinken kann, ansonst die Welt ja nicht bestände.

Der nun – nein *das*, eben das Bild und Bockhafte, weltseiendes weltbildendes Urwesen, das für empfindsamere Augen Schaubarkeit gewinnt, ein Gott oder Gotthaftes, weil jenseitig hereinwirkend, ja ätherisch ob blossem Dasein schon

schaffend: *es lag mittäglich unter Baumkronen krankend-sommerlichen Mischwalds beim Hornfelsen über mehrfacher Windung – naturzaubrischer Mäander – des grünen Stroms an der Dreiländerecke mit der grenzensprengenden alemannischen Zentralstadt, wo er in die fruchtbare Rheinebene mit weitem rahmenbildendem Horizontkranz von Vogesen, Schwarzwald und Jura mit Rebgeländen aller drei seinen abrupt grössten Bogen endgültig nordwärts zieht.*

Es lag nicht anders da, als wie der Maler sah, dieses gewordene Sinnbild äonischen Natur-

seins, doch ohne das hereinglühende Abendrot des mythisch ihn wiedergebenden Böcklingemäldes im Basler Kunstmuseum und ohne die noch prangend-gesunde Waldlandschaft mit aufgelichteter Aue, dafür selber lebensgross und echt, eben überall daheim, wo Bockig-Waldiges besteht. Und Bäume, die stolzen luftanreichern Phallen der Natur, sind in ihrer geselligen Vielheit sein schönes Wohnen.

Er – nun ja, also doch *er* – lag unter kronmageren Laub- und Nadelbäumen, blütenwelke Linde zuvörderst der oben eingehagten Festlandsklippe verwittert blockiger Zerrissenheit, zu deren Füßen dank bester Sonnenlage der Weinberg süffigen Gedeihens auf Strasse und luftfeuchtenden Strom abfällt. Er träumte, Faun oder Pan, träumte offenen Augs, das er niemals schliesst, weil Gotthaftes wunderbar wirkend weltvoraus und -zurück mit offenen Lidern träumen kann, etwas, das wie Regen und Wind den Wald und den Boden nährt. Er nun träumte sein Leben, das aus Sinnieren, Jagen, Lieben und Waldleben überhaupt besteht und so auch Waldleben bewirkt. Er träumte Dasein und Wegsein von allem, auch von den scheubegehrlichen Nymphen und dem Getier, sinniger von den ersteren, heiteren Gespielinnen der Natur, träumte Lebenswerden, das er pulsieren und drängen macht, er ein Leben geologischen Zurückreichens, als die Klippe sich im Urmeer aus kotsetzenden und absterbenden Schalentieren, Wasserpflanzen und mit häufender Absetzung von Meerwasser zu bilden und später zu steigen begann, seismisch dem Meer enthoben, schlammbedeckt und Landleben ermöglichend. Lemuria war und die Titanen der Fauna und Erstwälder, dem allem ein jähes Ende zukam, daraus die sonnetroffene sich bildende und nährende Scholle höher und umreichender geriet, tiefer hinab doch verwertbare Schätze dem alles übertreibenden Menschen sich bildeten, einem leistungs- und wohl auch träumetrunke-

nen Geschlecht der Masslosigkeit, nie des Erreichten zufrieden und geworden aus einer Teilung ins Schwere gemäss jener der sich teilig härtenden Erde, deren schmiegsam luftigere Körperlichkeiten wie Grünwuchs, Blume und Scholle den Naturgeistern vorbehalten blieb, eben auch seinesgleichen.

Und in seinem Erinnern tauchte so Atlantis auf, wirkende Beschwörung, Atlantis, die selbstische Nutzung heimlicher, deshalb magisch geheissener Ursächlichkeiten, die man Kräfte heisst, über deren mannigfaltige somit ausweitende Fähigkeiten ein bedrohlich in Zukünfte hineinbildender «Atlantischer Gott» – wie der altrömische Dichter Ovidius den Merkur bestimmte – grosses Zeugnis ablegt.

«Potz tausig, jo, do isch er scho», sei mit Johann Peter Hebel gesagt, hier jedoch dem heidnischen Gotte geltend. Nämlich zuvor an der Klippe Absturz, wo frischeres Grün und Eidechsen sich sonnten, nahm der ernst beobachtende Wäldling die lärmig unerfindliche Betriebsamkeit mit Wälderraub des neumerkuri-schen Geschlechts als störrig-naturverderbendes Kuriosum wahr, bald doch sich wieder wald-ein wendend, wo die vormalige Gedeihlichkeit auch zurückfiel. Er liebte diese neueste Menschheit nicht, und kaum als besser hatte ihm Atlantis gegolten mit all den sonderlichen Künsten, damit es Lemurias Grosstun überründete und Glück in der Tätigkeit erwachenden Selbstseins fand, solcherweise und ersterkennend sich ausbreitend, anderswie grösser zu sein als das urtümlich plumpe, doch Natur gebliebene Lemuria, und so denn sippenflüchtig bisherigem Sein entwachsend.

Daraufhin aber stieg *sie*, die goldene Zeit, da Atlantiden den einsinkenden Kontinent flohen, die besten der Guten und die Stärksten, ostwärts dem aufsteigenden Tagesgestirn entgegen. Und diese Westlichen empfing man als Götter in einer Welt der Hirten und Ackerbauer, dieser

Heger am Menschsein, und von ihnen als Götter hochverehrt, deren entrückt geratendes Dasein auch sein – des Fauns – Glück und Wesen blieb. Ihm errichtete man in Hainen und Felsengen Altäre, opferte mit Früchten und Blumen, huldigte mit Tänzen, Preisungen, Liebesbekundung. O Tanz aus Liebe – vollkommenste Seinsäusserung!

Längstens lag's zurück, und längst auch hatte er sich mit seinesgleichen in unschaubare Figuration zurückgezogen. Im Hotzenwald mit seinen abwegigen Forsten, blumigen Lichtungen, moorigem Ödland, hochgelegenen Weiden und einer Bauernsamen altüberkommenurchiger Bräuche naturverbundenen Volkstums blieb ihm Zuflucht. Von dort machte er sich ungestüm und umschauend auf, querte das stotzige wilde Wehrtal und geriet über den weitgezogenen Dinkelberg zum Hornfelsen bei Basel, die dingebewaffnete Betriebsamkeit unerfindlichen Lärmens bedenkend, und was daraus werde. Weg war hier die köstliche von Tier- und Vogelwelt belebte Ruhe und des Walds Geflüster, vielgeselliges Bäumegespräch noch aus Wurzeln heraufmurmelnd; das war seine Lieblingsmusik, darin er mit der Syrinx aus Schilfrohr gerne einstimmt.

Wie lange noch blieb solches ihm und den Seinen? Der Menschen Lust an Leibesflucht und am Dingetun statt am schönguten Bodenbebau und Herdenhalten und Reigenspiel in freier Natur zernichtete der Erde Schätze und verstieß Naturgewordnes. Alles missbrauchte man zum Dingetreiben, *verbrauchte* es, höhnte Erde und Seele aus, dass Ausgleich verloren ging, auch Boden als Weltaussen und Wesensinnen mehr und mehr einbrach, auch sonst alles dem Ende zutrieb. Und *kein* Retter in Sicht?

Nochmals zum Hornfelsen trottete er und schaute hinab ins mittäglich andauernde Getue der Stromhäfen und des weitgebreiteten Stadtgemengsels einer Menschheit, die Leiblichkeit

kaum mehr als solche begreift und lebt, er-lebt, sie zumeist als Werkzeug der Dingenutzung wertet und solches noch leistet, wenn sie vermeint, mit Dinglichkeiten ihre doch dingescheue Körperlichkeit zu ertüchtigen und dem Dasein mehr abzugewinnen mittels all dem Zeug, das vom Leibeswesen sich scheidet. Solches taten sie gar noch beim Landbau, eiserne Ochsen herrolland die Blumenmatten mähend, andere solcher Herroller später das Hingestretete nochmals werfend, dass es ganz trocken, nochmalige Schrecksochsen es schlingend und weiterlärmend zu Klössen ausspuckend, noch grössere dieser naturfremden Biester lemurischer Monstrosität auf gewichtegesunden-geräderter Erde hohe Garbenfelder raufend und körnerfressend die tauben Halme gewurstelt hinten dem vielgeplagten Boden anwerfend. Und allem sassen die Frevler auf, und die Luft roch fremd und schlecht von der Ochsentränke. Verloren war sie, diese *Dingemenschheit*, in ihren Untergang Natur und Scholle und alle Kreatur mitreissend.

Solches vor sich hinsinnend, nahm er reizende Nymphen wahr, die an nahendem Jungmenschenpaar ihre Spässe trieben, von diesem unerkannt; da jagte er den Vergnüglichen entgegen, die kreischend wegstoben. Das verliebte junge Paar umkreiste jetzt der Bockbeinige und blies ihm die Syrinx – und schon verhielten die beiden sich eng umschlingend und küssend, und des Burschen Hand begann am Mädchen faunisch Ungezügelt zu tun; dann lagen sie auf dem Waldboden, dort wo der Faun zuvor sinniert hatte, und sie taten, wozu sie Mann und Frau waren.

Getröstet begriff da der Naturgeist, dies bleibe der Menschheit bestes Versprechen und der *Retter*, dem einsthin die gute Wandlung gelinge. Und er selber erwischte eine der neugierig wiederkehrenden Nymphen, seine eigene Artung zu erhalten und neu zu mehren.